

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

Mannigfaltige Erzählungen.

Rose Mahot, die edle Menschen-Ketterin.

Rose Mahot, die Schifferin von Grandville genannt, ein Mädchen von 24 Jahren, wagte es mit eigener Lebensgefahr das Leben eines Menschen zu retten. — Sie war die Tochter eines im Dienste des unglücklichen Königs von Frankreich, Ludwigs XVI, gestorbenen Matrosen. Um ihre alte zwei und siebenzigjährige kränkliche Mutter zu ernähren, trieb sie das Gewerbe ihres Vaters. Das Steuerruder in den Händen eines Mädchens zu sehen, war etwas Ungewöhnliches. Sie fuhr täglich mit ihrem Kahn vom Ufer bis zum Damme des Merhafens, und von da bis zum Ufer. Sie führte sich übrigens ehrbar auf. Auf einer ihrer Fahrten (es war im Wintermonat 1780) schwall das Meer hoch auf und wurde stürmisch. Sie nahm auf demselben einen Menschen wahr, welcher schon in den Wellen mit dem Tode rang. Von fünfzehn Mannspersonen, die sich im kleinen Schiffe befanden, war kein einziger Willens diesem Unglücklichen zu helfen. Sogar widersetzten sie sich dem großmüthigen Entschlusse ihrer Schifferin, die, über ihre schändliche Unthat aufgebracht, dessen Rettung beschloß, ihnen Stillschweigen gebot, und ihnen befahl, sich gar nicht zu bewegen. Sie wollte selbst nicht ins Wasser springen, weil sie befürchtete, daß in dieser Zeit ihr Kahn dem Winde und den Wellen preisgegeben würde, allein sie näherte sich dem Verunglückten, und sie wußte so geschickt das Steuerruder zu lenken, daß sie ihn ergriff und aus dem Meere zog. Es war ein Soldat, Namens Ludw. Jeannet, vom Regimente Berwick, welcher, indem er sich baden wollte, vom heftigen Ungewitter und Wahregen überrascht worden war. Rose Mahot hatte sich vorher, wenn ihr dieser Versuch der Rettung mißglückt wäre, fest entschlossen, sich ihm nach ins Wasser zu stürzen, weil sie bemerkt hatte, daß dieser Halbtodtte seine letzte Kraft angestrengt hatte, um sich auf die Wellen zu schwingen, und sich oberhalb des Wassers zu halten. Sie brachte ihn im Kahn bald ans Land, und die Hilfe, die man ihm leistete,

rief ihn bald wieder ins Leben zurück. — Dieser Mensch war von gleichem Alter wie seine Wohlthäterin, groß und wohlgebildet, und seines Handwerks ein geschickter Schreiner. Köschchen Mahot hatte vorher ihn noch nie gesehen. Sobald er erfuhr, daß sie ihn gerettet habe, wollte er seine Ketterin kennen lernen, und ihr seinen Dank abstatten. Dieses Dankgefühl gieng bei ihm, der in der wiederfahrenen Rettung alles Edle las, bald in Liebe über; denn Köschchen Mahot war auch zugleich schön. Er erklärte ihr seine Neigung und seinen Entschluß, sie zu heirathen. Köschchen schien ihn wieder zu lieben. Jener suchte bei seinen Offizieren um die Genehmigung zu heirathen nach, und erhielt dieselbe. Nun machte er seiner Braut den förmlichen Antrag; allein sie schlug jetzt seine Hand aus. „Sie könne, sagte sie, ihn deshalb, wenn sie ihn gleich liebe, nicht heirathen, weil er als Soldat oft eine andere Garnison erhalte, und sie sich dann zu weit von ihrer alten Mutter entfernen müsse, die sie nicht verlassen wolle. Wenn er aber seinen Abschied erhalten könnte, wolle sie ihn mit Vergnügen zum Manne erwählen, weil dann ihre unglückliche Mutter zu einem Sohn gelangte.“ Sie selbst gieng zu den Offizieren, bat um seinen Abschied, und verlangte sogar denselben als eine Schuld. „Ludw. Jeannet, sagte sie zu ihnen, war für das Regiment todt! ich habe ihn gerettet! er ist mein! er gehört mir!“ Dies war richtig; denn ohne ihre Beihilfe hätte das Meer ihn verschlungen. Nach dem Eroberungsrechte war er auch ihr Eigenthum. Aber man setzte ihrem Gesuche wichtige Einwendungen entgegen, und sie erhielt seinen Abschied nicht. Sofort verbot sie ihrem Bräutigam ihre Hütte zu betreten, und untersagte es ihm auch, sie in einem andern Hause oder bei ihren Verwandten aufzusuchen. Weil wahre Liebe bescheiden und ehrfurchtsvoll ist, gehorchte Ludw. Jeannet. Nur konnte er sich nicht enthalten die ganze Zeit, die ihm die Beobachtung seines Dienstes übrig ließ, auf einem Felsen zuzubringen, von welchem er den ganzen Meerhafen übersehen konnte. Von hier aus blickte er auf seine Geliebte hin, und sah wie sie arbeitete, und ihren Kahn vom Damme zum

Ufer und vom Ufer zum Damme hinsteuerte. Der Intendant von Caen, ein von Natur weichgeschaffener, großmüthig denkender Mann, erfuhr durch einen Brief, worin man ihm diesen Vorfall erzählte, diese Geschichte und die Lage der Sachen, und wurde dadurch in Feuer gesetzt. Er selbst reiste nach Grandville. Ueber alles, was das Gewerbe, die Ausführung und edle That der Rose Mahot betraf, stellte er die genaueste Nachforschung an, und er fand alles, was man ihm geschrieben hatte, genau bestätigt. Nun legte er zu Jeannet's Loskaufung 400 Livres in die Regimentskasse. Dieser eilte nun auf den Flügeln der Liebe zu seiner Braut, und jezt war sie willig, sich mit ihm zu verbinden. Köschens That und Jeannet's thätige Dankbarkeit, die sich auf den lobenswürdigen Entschluß gründete, eine so edle Seele fein nennen zu dürfen, verbreitete sich bald durch ganz Frankreich. Der Prinz von Montbary ließ dem Jeannet unentgeltlich seinen Abschied ausfertigen, und ihm die vom Intendanten zu Caen an das Regiment gezahlte 400 Livres zurückgeben. Der König selbst befahl dem General-Direktorium der Finanzen der Rose 1200 Livres auszugeben, wozu sie ein Billet in Form einer Lotterie erhielt. Der Stadt bewilligte man 200 Livres beizufügen. Der Stadtmagistrat und die Offiziere des Regiments Serwick wohnten der Hochzeit selbst bei. Der Maire von Grandville führte sie zum Altar, und der zweite Obrist des Regiments begleitete sie nach Hause. Es war ein wahres, zur Zufriedenheit des Publikums gefeiertes Freudenfest. Jener so reichlich erhaltenen Aussteuer ungeachtet, verlor Köschens die Einfalt ihrer Sitten nicht. Sie war eben so tugendhaft und vernünftig, als sie schön und herzlich war. Ihre Tugend und ihr Muth wurden trefflich anerkannt und belohnt; sie verdiente dies aber auch, denn Menschenliebe war mit kindlicher Liebe, und Liebe mit Edelsinn immer bei Köschens verbunden.

Sie fuhr auch als Frau fort eine Schifferin zu seyn, und ihr Mann trieb mit Eifer das Tischlermetier. Dadurch konnten sie sich nun Beide hinlänglich ernähren, und wie es Köschens sehnlichst wünschte, auch ihrer alten Mutter durch Unterhalt und Verpflegung ihren edeln Kindesinn beweisen.

Sollten nicht die in einer solchen Ehe erzeugten Kinder auch edel denkende Menschen geworden seyn?

Der redliche Streit.

Die schöne That der Rose Mahot wird zwar Bewunderung aber doch kein Erstaunen erregen; denn unter meinen Lesern und Leserinnen ist gewiß mancher oder manche, die in ähnlichen Fällen eben so gehandelt haben würde. Aber ohne denselben zu nahe zu treten, darf ich zweifeln, ob man viele unter ihnen, und überhaupt unter den jezigen Bewohnern Europa's antreffen würde, die so gewissenhaft und uneigennützig handelten wie die Hauptpersonen folgender Geschichte. Man wird vielleicht glauben, der hinkende Bote erzähle ein Märchen aus dem Noade; denn Eigennutz und Habsucht sind, leider! der Hauptcharakter jeziger Zeiten, und daran ist die nun geendigte Revolution nicht wenig Schuld. — Diese Geschichte ist aber den 26ten September 1774 wirklich geschehen, und wurde zu jener Zeit von einem vornehmen Mann, der die Rolle des Schiedsrichters dabei gespielt hatte, mit folgenden Worten niedergeschrieben:

„Vor einigen Wochen kam eine betagte Bauersfrau zu mir, begleitet von ihrem zweiten Manne und einem in erster Ehe erzeugten Knaben von zwölf Jahren. Ihr folgte ein alter ehrwürdiger Greis, und sie hatten noch zwei Zeugen aus dem nächsten Dorfe mitgebracht, die in ihren leinenen Kitteln ein recht feierliches und vielbedeutendes Gesicht machten, ob sie gleich nicht wußten, wegen sie zugegen waren.“

Die Frau redete zuerst, und sagte: „Wir haben gehört, daß sie ein Herr sind, der die schlechten Bauersleute gütig anhört, und gern vergleicht. Wir sind deswegen aus der Nachbarschaft hierhergekommen, und bitten Sie, uns auseinander zu setzen. Es sind schon einige Jahre, daß ich mit diesem alten Manne über eine beträchtliche Schuldforderung einen Streit habe, den wir beiderseits nicht gern zu einem förmlichen Prozesse möchten kommen lassen.“ Sie schwieg.

Ich habe immer einen besondern Beruf empfunden, den armen Bauern in ihren Händeln und Nöthen mit Rath und That beizustehen, und ihre herzlichsten Dankfagungen und Segenswünsche haben mich reichlich belohnt.

Die Frau, die mich so schmeichelhaft anredete, hatte in ihrem Gesichte einen Ausdruck von ernster Empfindung, und mehr Anstand in ihrem Betragen, als man von ihresgleichen

zu erwarten seinen sollte. Ich hatte: Richter hätte:

Ich habe getragen: seinen guten die Lage

„Mein gekorben: Jahre m: vertraul: Vermög: Diebst: und die: lieberwe: vieles s: Umständen: lange di: will sein: woraus: stehet d: sen ihm: lieber g: einmal: wortun: der Ung: im Gra: Knabe: starr an: Wie sei: ich nich: Erzieh: Sohn g: ganzen: richt er:

Der: gerin g:

„Fr: und gi: meines: aus: n: wenn:

Nun: sich zu: Würde: ganze:

„E: Kindhe: ten Fr: lebt h: mehr l: er noch:

zu erwarten pflegt; und ihr Gegner stand mit seinen schneeweissen Haaren so ruhig da, so voll seines guten Gewissens, daß ein jeder Richter auf sein bloßes Ansehen geschworen hätte: er habe Recht.

Ich besann mich also nicht lange, das angetragene Amt eines Schiedsreundes bei diesen guten Leuten anzunehmen, und fragte um die Lage der Sache.

Mein erster Mann ist vor sieben Jahren gestorben, sagte sie, und hat über zwanzig Jahre mit diesem meinem Gegner in einer so vertraulichen Freundschaft gelebt, daß das Vermögen des einen dem andern allezeit zu Diensten stand. Da mein Mann aber arm, und dieser wohlhabend gewesen, so ist natürlicherweise der erste dem letztern vor und nach vieles schuldig geworden. Jetzt haben meine Umstände sich gebessert, und ich hätte schon lange die Schuld abgetragen, allein der Alte will sein Aufzeichnungsbuch nicht offen legen, woraus sie bestimmt werden könnte, und bestehet darauf: ich sollte nach meinem Gewissen ihm bezahlen was ich für recht hielt; aber lieber gäb' ich mein ganzes Vermögen auf einmal, als daß ich eine so schwere Verantwortung mir zuzöge, und das Kind hier in der Ungewißheit liege, ob sein ehrlicher Vater im Grabe ruhen könne oder nicht? — Der Knabe hatte seine Mutter, so lang sie geredet, starr angesehen, und fing nun an zu weinen. Wie sehr mich diese Thränen gefreut, kann ich nicht beschreiben. Was für eine glückliche Erziehung! dacht' ich. Wärest du eines Großen Sohn geboren, du hättest vielleicht in deinem ganzen Leben keinen einzigen so guten Unterricht erkaufen können.

Der gegenwärtige zweite Mann der Klägerin gab ihr auch seinen Beifall, und sagte:

„Frau! mache diesem Handel ein Ende, und gieb, wenn es nöthig ist, einen Theil meines Vermögens noch zu dem deinigen heraus: man kann ja sein Brod nicht ruhig essen, wenn man so etwas auf dem Herzen hat.“

Nun war die Reihe an den Alten gekommen, sich zu vertheidigen, und er that es mit solcher Würde und Bescheidenheit, daß er sich meine ganze Hochachtung erwarb.

„Es ist wahr, versetzte er, daß ich von Kindheit an mit dem ersten Manne dieser guten Frau als mit meinem besten Freunde gelebt habe. Zwillingbrüder können sich nicht mehr lieben als wir uns geliebt haben. Wäre er noch am Leben, wir würden gewiß um un-

serer Berechnung willen nicht so viele Worte verlieren. Es ist auch wahr, daß er mir einiges Geld schuldig geworden, weil unsere beiderseitigen Umstände es nöthig machten, daß ich ihm und er nicht mir liebe. Was er von mir nach und nach empfangen hat, beläuft sich auf mehr als ein hundert Thaler, wenn ich meinem Aufzeichnungsbuch trauen darf; was ich hingegen von ihm empfangen, das habe ich nicht aufgeschrieben, und es mag doch viel seyn, denn ich erinnere mich unter anderem, daß, als ich vor ungefähr zwanzig Jahren durch die Seuche mein Hornvieh verlor, mein verstorbener Freund mir von seinen drei einzigen Kühen die zwei besten zubrachte, und noch dazu seinen Vorrath an Butter mit mir theilte, ohne einige Vergeltung dafür annehmen zu wollen, der vielen Arbeiten und Reisen, die er für mich gethan hat, ungeachtet. Dieses alles muß meine Gegnerin mit anrechnen, ehe ich meine Forderung gelten machen kann, und hierin bestehet unser ganzer Streit.“ Die Frau bestand darauf, „daß dergleichen Freundschaftsdienste, die sich Nachbarn zu leisten pflegten, gegen einander aufgiengen, und setzte hinzu, daß ihr Mann nichts ordentlich aufgeschrieben hätte, sie wüßte nur, daß er mit Kreide auf eine Schreibtafel verzeichnet hätte, wieviel er an baarem Gelde von seinem Freunde geliehen habe.“

Diese Tafel hatte sie nun sieben Jahre lang sorgfältig aufgehoben, und legte sie mir jetzt vor, um gegen sich selbst den Beweis zu führen. Sie war mit einer Reihe von römischen Zahlen beschrieben, die kaum leserlich waren, und aus denen man sonst nichts als die einfaltvolle Aufrichtigkeit dieser guten Leute abnehmen konnte.

Ich fragte den Alten, ob er sein Aufzeichnungsbuch beschwören könnte? „Beschwören, erwiederte er, das soll' ich nur thun, sagte mir neulich ein Rechtsgelehrter, bei dem ich mich Rath's erholen wollte, dann müßte mir die ganze Summe bezahlt werden. Aber das können Sie mir doch nicht rathen, mein Herr! Sie wissen ja wohl, daß die gemeinen Bauersleute es mit ihren Annotationsbüchern nicht so genau nehmen als die Kaufleute und Gelehrten. Ich habe in meinem Leben noch keinen Eid geschworen, und der erste sollte mich hart ankommen. Es sind ohnehin verschiedene Vorkommen in meinem Buche, für deren Richtigkeit ich nicht stehen wollte. Entscheiden Sie also nicht nach der Strenge der Gesetze, sondern nach der

Billigkeit; und vergessen Sie nicht, daß mein Schuldner mein Freund gewesen, und ich eher etwas verlieren kann als der unmündige Knabe da und seine ehrliche Mutter.“ „Ja, mein Herr! wiederholte die Frau, entscheiden Sie nur; wir wollen es auf Sie ankommen lassen, und ich werde bezahlen, was Sie immer für billig halten; denn mir sind die Worte meines verstorbenen Mannes noch gegenwärtig, als er mir auf dem Todtbette befahl, mit seinem Freunde zu rechnen, und denselben auf sein Wort zu befriedigen.“

Sie denken wohl, mein Freund, daß es nicht viel Mühe gekostet habe, diese edeln Streitenden zu vergleichen.

Die alte Schiefertafel wurde mit dem Aufzeichnungsbuch gegen einander gehalten: die Posten, welche hier und dort überein kamen, wurden für richtig erkannt, die andern durch einen Wauschhandel geschlichtet.

Die Frau und der Alte umarmten sich herzlich. Die Zeugen standen voll Verehrung mit offenem Munde da, und nun giengen sie alle mit dem Alten, der sie in seine Heimath einlud, wo eben des andern Tages die Kirchweih einfiel, um sich miteinander recht lustig zu machen, und, wie sie sagten, auf meine Gesundheit zu trinken.

Ich aber genieße noch jetzt der Wollust, so schöne Seelen gekannt zu haben, und mit ihnen in etniger Verbindung gestanden zu seyn.

Schlimm und auch nicht schlimm.

Zwei Freunde, die einander lange nicht gesehen hatten, begegneten sich von Ungefähr. Wie befindest du dich? fragte der Eine. — Nicht allzuwohl, antwortete der Andere; ich habe mich, seitdem ich dich nicht gesehen, verheirathet. — Nun, das ist ja gut. — Nicht so sehr; denn ich habe eine schlimme Frau bekommen. — Desto böser. — Nicht so böß als du denkst; denn ihr Heirathsgut bestand in zehntausend Thaler. — Et nun das tröstet. — So sehr eben nicht; denn ich habe für diese Summe Schaafse gekauft, welche alle am Schwindel gestorben sind. — Das ist in der That ein schlimmer Zufall! — So gar schlimm doch nicht; denn ich habe aus ihren Fellen mehr gelöst als die Schaafse mich kosteten. — Auf diese Weise ist ja dein Schaden ersetzt worden. — Nicht so wie du denkst; denn mein Haus in welchem ich das

Geld hatte, ist von den Flammen verzehret worden. — O! das ist ein großes Unglück. — So gar groß auch nicht; denn meine Frau ist zugleich mit dem Hause verbrannt.

Der lächerlich ausgefallene Mord- Anschlag.

In einem kleinen Städtchen in Deutschland lebten zwei Eheleute in beständigem Hauskriege. Man hatte zwar schon einigemal Versuche gemacht Frieden zwischen ihnen zu stiften; sie brachten aber immer nur Waffenstillstände zuwege von ganz kurzer Dauer, worauf gewöhnlich der Krieg nur desto heftiger wieder ausbrach. Die Frau hatte fünferlei Beschwerden, denen nicht leicht abzuhelfen war: erstlich war ihr der Mann zu alt; zweitens zu geizig; drittens zu heillosend; viertens wollte er sich nicht unter den Pantoffel fügen; fünftens hatte er ein gar zu zähes Leben, und dies war noch das Schlimmste: denn sie hatte sich einen jungen hübschen Menschen auserkoren, dem sie die Ehre zugedacht hatte, ihn zu ihrem zweiten Gemahl zu machen. Um also zu ihrem Zweck zu gelangen, entschloß sie sich, dem Schicksal nachzuhelfen, und ihren überlästigen Mann ein bißchen vor der Zeit aus der Welt zu schaffen. Nun laßt uns sehen wie klug sie es anstellte.

Sie war ein großes, mit Mannskraft begabtes Weib, und hätte es mit ihrem Mann auf Schuß, Hieb oder Stich aufnehmen können; aber dies machte zu viel Aufsehen. Gift sollte also das Werkzeug seyn. Sie gieng daher eines Tages, als sie alles recht überlegt hatte wie sie es anstellen wolte, und kurz zuvor wieder ein hitziges Scharmügel zwischen ihnen vorgefallen war, in die Apotheke, und forderte Rattengift. Der Provisor, an nichts Arges denkend, giebt ihr welches. Darüber kommt aber der Apotheker selbst dazu. Da er die Frau gut kannte, und wußte in was für einer bösen Ehe sie lebte, so trug er Bedenken ihr das Gift zu lassen. Geradezu es zurückfordern wollte er nicht, und suchte also durch List es wieder an sich zu bringen, daß sie dabei nichts merken sollte. „Sind es Mäuse oder Ratten die sie vertreiben will?“ fragte er als sie eben fortgehen wolte. „Ratten! Ratten!“ erwiderte die Frau lebhaft, und zwar so groß wie Katzen, sie zehren uns sonst noch